

Die Neue Welt

Nr. 4

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1899

Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

Würdevoll mit dem Kopfe nickend verließ der berühmte Mann den Musiksaal: an der Thür stieß er mit Lena Langen zusammen. Sie wollte an ihm vorüber huschen, sein Blick traf gerade noch ihr zierliches Ohr, den schlanken Hals und die darauf sich kräuselnden widerspenstigen Haare. Er faßte nach ihrem Arm.

Unwillig sah sie ihn an, sie war ihm böse, zornig auf Jedes und Jeden, dabei hätte sie bitterlich weinen mögen.

„Fräulein Langen, was ich Ihnen sagen wollte,“ — der Professor in seinem kostbaren Pelz bengte die lange Gestalt näher — „Sie sollten nur Schumann singen. Sie haben darin so etwas — etwas —“ ein cynisches Lächeln flog flüchtig über sein Gesicht, er legte für einen Augenblick den Zeigefinger unter das zarte Kinn des Mädchens, „Sie haben sehr viel Temperament, Fräulein Langen!“

Sie wurde blutroth und warf den Kopf zurück. „Keine Schande, mein liebes Kind, im Gegenheil!“ Professor Dämel wurde ganz väterlich, er legte die Hand auf die Schulter. „Keine Künstlerin ohne Passion! Blut, warmes Blut gehört zum Beruf; nicht bloß zur Bühnensängerin, auch für den Konzertsaal, für den Konzertsaal! Wer in die Doffentlichkeit tritt, etwas erreichen will, der —“ Er lächelte wieder, das gleiche, unangenehme Lächeln wie vorher, und dabei nahm er fest ihre Hand und tätschelte sie. „Hören Sie, mein Kind, und wenn Sie etwa diesen Winter in einem größeren Konzert singen wollen, ich arrangire Ihnen das. Wenden Sie sich nur vertrauensvoll an mich, ich bin Ihr bester Freund!“

Wieder das Tätscheln, dann zog er den hohen Hut und ging. Das Mädchen sah ihm nach mit zusammengezogenen Brauen und einem bitteren Zug um den Mund. Sie hätte ihn fortstoßen mögen, diesen Mann mit den platten Wigen und der schleichenden Liebenswürdigkeit; sie hatte oft erzählen hören, daß Schillerinnen, die vom Professor besonders protegirt wurden, nicht immer am besten sangen. Heute hatte auch sie ihm gefallen. Aber nicht ihr Gesang interessirte ihn, ihr heißes Bemühen, ihr heißes Streben — einzig und allein das Andere!

Hestig trat sie auf den Boden. Ihre Hand ballte sich in den Falten des Kleides zur Faust. Nein, nur um der Kunst willen, der reinen, hohen Kunst willen wollte sie aus dem Gros hervorgezogen werden und dastehen und den stammenden Zuhörern an's Herz legen, was unvergängliche Meister an Poesie und Empfindung in Melodien gegossen. O wie schön mußte es sein, in andächtige, bewundernde, thränenfeuchte Augen zu sehen, sich eins zu fühlen mit dem großen Komponisten, sein Mund zu sein, seine Gefährtin im Dienst der göttlichen Musik!

Lena fühlte sich begeistert, erhoben. Ein Strom von Empfindungen wallte in ihrer Seele hin und her, sie fühlte sich augenblicklich ganz besonders berufen und auserwählt. Eine heilige Freude erfüllte sie, ein Gehobensein über die ganze Welt — da — sie zuckte zusammen, eine beringte Hand tupfte sie auf den Arm.

„Na, Langenchen, Kindchen, was stehen Sie da? Das Mannchen war heut' ganz niedlich, hat sich auch bei Ihnen 'rangschnuggelt, was? Glauben Sie mir, Kindchen, das is das Beste, das Beste. Mit der Kunst ist das so 'ne Sache!“ Die schöne „Aftpreißen“ steckte zwei Finger in den Mund und piff darauf.

„Lassen Sie mich in Ruh“, sagte Lena herb und stieß sie zurück.

Wo war die heilige Freude, wo das Gehobensein? Weg, ganz weg: statt ihrer eine tiefe Niedergeschlagenheit, eine kleinmüthige Trübseligkeit sondergleichen. Den Kopf tief gesenkt, schritt sie über's Trottoir, die belebte Potsdamerstraße hinunter. Draußen in einer der neuen Straßen, nicht weit vom Matthäi-Kirchhof, wohnten sie.

Sie fühlte sich müde, an allen Gliedern zer schlagen, im Hals sah ihr ein Stigel und in der Brust ein Brennen. Was wollte sie eigentlich mit der ganzen Singerei, dem In-die-Stunden-laufen, dem Solfeggiren, dem Arientollern? Aus ihr wurde doch Zeitelbens nichts, garnichts. Lange Zeit zum Warten, zum Werden lag auch nicht mehr vor ihr, sie war schon Fünfundzwanzig; und wenn auch die überschlanke Figur sie sehr jungmädchenhaft erscheinen ließ, der Spiegel zeigte ihr oft milde Augen und auf den Wangen eine gewisse herbstliche Blässe. Wie lange noch, und sie war zu alt für eine Anfängerin auf der Bahn des Gesangesruhms.

Langsam stolperte Lena voran. In ihrem Kopf nichts wie trübe Gedanken. Alles ging ihr auch fehl im Leben; worauf sie sich freute, das wurde zu Wasser, was sie liebte, das wurde ihr genommen. Sie dachte an all' die Courmachereien und das Getändel, aus dem nichts Ernstes geworden, von dem nichts haften geblieben war, als eine kleine beschämende Erinnerung. Und doch hatte sie immer Herz gegeben, viel Herz. Und dann dachte sie an ihren Bruder, und der niedergeschlagene Ausdruck ihres Gesichts vertiefte sich noch. Er schrieb so selten, so spärlich. Seit ihrer plötzlichen Abreise aus seinem Hause im Herbst war etwas zwischen sie getreten; was, konnte man nicht recht bestimmen, aber es war doch da. In jedem seiner Briefe schrieb er von Amalie, viel; sonst hatte er das nie gethan. Er nannte sie verständig, tüchtig, alles Angenehme suchte er auf sie zurückzuführen. Er hatte nicht viel Glück damit, weder bei der Mutter, noch bei der Schwester.

„Sie hat ihn gut unter'm Pantoffel,“ sagte Lena und kräufelte verächtlich die Lippen. Den Brief, den sie bald nach ihrer Rückkehr nach Berlin von der Schwägerin bekommen, hatte sie in kleine und immer kleinere Stückchen zerrissen und in den Kehrriht geworfen. „Die Scheinheilige, da schreibt sie mir, Alles soll vergessen sein. Wir sind Beide heftig gewesen. Ich vergebe Dir von Herzen, liebe Lena“ — O Die!“

„Ja, sie thut wirklich so, als seiest Du allein die Schuldige,“ seufzte die Mutter. „Es ist unerhör!“ Frau Langen fand viel an ihrer Lena zu tadeln, aber wenn Andere der Tochter zu nahe traten, das vertrug sie nicht. „So ein armes Ding,“ pflegte sie zu sagen, „was hat das denn in der Welt? Und wenn ich einmal nicht mehr bin — ach! Meine Lena soll wenigstens nur mit Liebe an mich zurückdenken.“ Frau Langen war böse auf ihren Sohn und ihre Schwiegertochter, und wenn es ihr auch schwer wurde und sie heimlich Thränen vergoß, sie zwang sich, kühl zu schreiben.

So standen die Sachen. Ein Mißton hatte sich eingeschlichen in die schöne Harmonie der Geschwister. Lena durfte garnicht daran denken, dann fühlte sie ihr Herz pochen und Thränen in ihren Augen aufquellen. Heute besonders nicht; heute war ohnehin Alles Grau in Grau, ein Flor deckte das ganze Leben.

Schwer, als hätte sie Gewichte an den Füßen, stieg Lena die sogenannten zwei Treppen zur Wohnung hinan; eigentlich waren es drei. Auf jeder Stufe zögerte sie; warum eilen? Sie kam noch früh genug, von Freude wartete nichts auf sie, die Mutter würde deprimirt sein, wie sie selbst.

Die Stimmungen der Tochter waren der Barometer für die Laune der Mutter; ließ Lena den Kopf hängen, schlich auch diese betrübt umher, seufzte über ihr Geschick, Wittve zu sein, eine unversorgte Tochter zu haben, und über das Loos der Frauen im Allgemeinen. War Lena vergnügt, dann farbte auch ein zartes Roth Frau Langen's schmales Gesicht, sie wurde lebhaft, wie ein junges Mädchen, gesprächig, und baute Zukunftschlösser in rosigem Licht.

„Ist Mutter zu Haus?“ fragte Lena müde, als das Dienstmädchen öffnete. Sie fragte es nur aus Gewohnheit, sie hatte heute keine Gile; so garnichts Freudiges brachte sie mit. Es that ihr leid, die Mutter mit hineinzuziehen in das Grau ihrer Gedanken, und doch konnte sie's nicht über sich gewinnen, ihre Mißstimmung zu verbergen.

Zögernd öffnete sie die leis knarrende Thür zum Wohnzimmer — da war der Nähtisch der Mutter am Fenster, sie selbst saß bavor. Frau Langen war beschäftigt. Neben ihr stand ein Stuhl, über dessen

Lehne sorgfältig ein weißes Kleid gespreizt hing; sie nähte daran. Sie war so eifrig, daß sie das Knarren der Thür überhört hatte; ganz versunken in ihre Arbeit, schien sie nur bemüht, dieselbe recht schön zu machen. Nun hob sie das weiße Kleid mit einem Arm, hielt es von sich ab, legte den Kopf auf die Seite und betrachtete es bewundernd. Ein zartes Roth trat auf ihre Wangen und ein zärtliches Licht in ihre Augen — sie dachte sich schon die Tochter darin.

„Mutter!“ Lena war mit einem Satz am Nähtisch und stieß den Stuhl mit dem Kleid zur Seite. In plötzlichem Impuls warf sie sich vor der Mutter nieder und legte den Kopf in deren Schooß. „Gute Mutter!“ Wie eine jähe Erkenntnis war's ihr gekommen, ihr heiß durch die Seele geschossen — die da lebte doch nur eigentlich für sie! Sie schlang beide Arme um die Taille der Mutter und wühlte den lockigen Kopf tiefer in deren Kleiderfalten. Sie hatte eine unbezwingliche Lust, zu weinen — das Leben war doch zu schwer! — Schon strömten die Thränen.

„Lena, was hast Du?“ Frau Langen war erschrocken, sie war aus ihrer stillen Beschaulichkeit zu plötzlich aufgejagt. Das Roth ihrer Wangen vertiefte sich; sie sah aus, wie Jemand, dem schon viel im Leben schief gegangen ist und der nun noch einen härteren Schlag erwartet. „Lena, sag' doch, ist Dir was passiert?“ Ihre Stimme zitterte, sie streichelte mit bebender Hand den Scheitel der Tochter. „Was hast Du, Lena?“

„Nichts, garnichts, Mutter! Ich muß nur so weinen, ich — ich — es ist Alles so gräßlich, ich bin so unglücklich! Nie, nie wird was aus mir, der Professor sagt: mir fehlen die Stimmittel. Und dann hat er mich geärschelt — ich hätte Temperament, er würde mich im Konzert singen lassen — ah!“

„Aber, Lena, das ist doch Alles sehr gut, ich begreife Dich garnicht!“

„Ach, Mutter!“ Hastig sprang das Mädchen auf und ballte die Hände. „Was Du weißt! Er denkt, ich bin so eine — so eine —!“ Sie stampfte mit dem Fuß. „Meiner Kunst wegen will ich vorgezogen sein. Warum streb' ich denn, warum lern' ich denn, warum ring' ich denn?! Mein Herz könnte zerpringen. Aus mir wird nichts“ — sie krampfte die Hände ineinander und biß sich auf die Lippen, um nicht laut zu schluchzen — „mir geht Alles fehl im Leben! Warum denn gerade mir? Und ich fühl's doch, ich hab' was in mir — etwas — einen Funken — ach, Mutter, ich bin unglücklich!“ Sie warf sich wieder nieder und versteckte den Kopf.

Frau Langen sah sich mit einem rathlosen Blick um, ihr Gesicht zog sich in die Länge. „Mein Gott,“ sagte sie kleinlaut, „wie Du immer gleich bist! Woher Du nur diese Aufregung hast, von mir doch wahrhaftig nicht! Aber es ist auch schrecklich, ganz schrecklich, einzelne Frauen haben es zu schwer, und welche von ihnen etwas erreichen will, die erst recht.“ Ein nervöses Zucken, als ob sie weinen wollte, arbeitete in ihren Zügen. „Es ist schrecklich! Zu traurig! Du armes Kind!“ Sie streichelte immerfort den braunen Kopf in ihrem Schooß. „Weine nicht.“ Die Thränen kamen ihr nun auch, ihre Stimme klang sehr erregt. „Alles geht uns fehl im Leben! Warum gerade uns?“

Lena weinte immerfort, sie hob den Kopf nicht. Frau Langen sagte auch nichts mehr; schweren Herzens, mit kummervoller Miene sah sie auf ihr Kind nieder, ihre Finger zupften und glätteten an Lena's wirren Haaren. Die Uhr tickte schwer, nun holte sie dumpf zum Schlag aus.

„Drei!“ Die Mutter rüttelte sich senkend. „Und gerade heute hatte ich mich so auf Dein Nachhausekommen gefreut! Es ist eine Einladung für Dich gekommen zu Doktor Reuter; nicht der gewöhnliche jour fixe, bewahre! Es ist eine Hoheit da, ein Großherzog oder ein Erbprinz! Reuter hat selbst geschrieben, Du sollst ja kommen und etwas Hübsches singen. Ich dachte, es wäre eine große Auszeichnung für Dich.“

„Und das sagst Du mir erst jetzt? Aber Mutter?!“ Lena war blitzgeschwind auf den Füßen.

„Ja, ich konnte doch nicht! Dein Kleid hab' ich schon angefangen, zurecht zu machen.“

„Aber Mutter, warum hast Du mir das nicht eher gesagt?!“ Noch blinkten die Thränen auf Lena's Wangen, aber schon strahlten ihre Augen auf. Mit einem Ruck schwang sie sich auf den Tisch und pendelte mit den Füßen hin und her. Sie schlug die Arme unter. „So, Mutter, nun erzähl' mal, zeig' mal den Brief!“

„Hier ist er.“ Frau Langen holte ein Couvert aus der Tasche. Beide Frauenköpfe neigten sich über das Biletchen.

„Wahrhaftig“ — Lena pendelte immer lebhafter — „das ist famos! Ach, wie angenehm für mich! Wie nett von Doktor Reuter, daß er mich singen läßt, gerade mich, es sind so viele, die sich darum reizen. Mutter,“ — das Mädchen sprang vom Tisch herunter und lief mit elastischen Schritten in der Stube auf und nieder — „Mutter, weißt Du, es giebt doch viele Menschen, die mir wohl wollen!“

„Das weiß ich ja,“ sagte stolz lächelnd Frau Langen.

„Und, Mutter,“ — Lena sah hübsch aus mit dem erhitzen Gesicht und dem zerzausten Lockengeringel über der Stirn — „ich werde gut singen, sehr gut singen, ich fühle das. Ich brauche mir Glück, wirklich nur ein bisschen Glück!“ Sie hob die gefalteten Hände bittend wie ein Kind gegen die Brust. „Wenn ich nur ein bisschen Glück hätte, dann würd' ich eine große Sängerin. Glaubst Du, Mutter? Nicht wahr, Du glaubst's?“ Sie wartete keine Antwort ab, sie rannte auf und nieder, jetzt blieb sie stehen und drehte sich wirbelnd auf einem Absatz. „Sieh' nur, Mutter, wie die Sonne zum Fenster hereinscheint, sonst ist's um die Zeit im November schon dunkel. Sieh' nur, sieh' nur! Ist's nicht wie Frühling?!“ Sie trällerte hoch und hell.

„Run, armes Herz, vergiß der Qual!
Run muß sich Alles, Alles wenden!“

Mit einer Inbrunst ohnegleichen sang sie das „Alles, Alles,“ dabei warf sie die Locken zurück, legte den Kopf hintenüber und blinzelte mit halbgeschlossenen, schwimmenden Augen durch's Fenster hinaus in die fahle Novemberluft, die ein einziger verlorener Sonnenstreif süchtig durchzittert hatte.

„Es ist wie Frühling. Nur ein bisschen, ein bisschen Glück,“ sagte sie träumerisch.

IV.

Doktor Leopold Reuter machte ein Haus, ein großes sogar. An den bestimmten Winterabenden findet sich „tout Berlin“ dort ein. Eintägige Berühmtheiten und die Berühmtheiten einer Saison werden dem erstaunten Publikum nebst ausgerechnetem Thee und vorzüglicher kalter Küche servirt. Alles, was Geist hat oder doch den Hauch eines Geistes in sich verspürt, glaubt sich verpflichtet, diesen da auch leuchten zu lassen. Schriftsteller, Maler, Bildhauer, Musiker bilden das Hauptelement, und die Männer der Börse mischen sich dazwischen und schwimmen oben wie Del auf dem Wasser.

Die Damen der Börse rauschen in prachtvollen Schleppen, die Künstlerinnen zeigen phantastische Gewänder; Andere kommen in einfachen Alltagswollenen, und dazwischen huschen kleine Mädchen in weißen Kleidern, wie frühe Blüten am Kirschbaum. Alles ist vertreten. Dummheit sitzt neben Klugheit, Egoismus neben Phegma. Pridelndes Lachen und schwerfälliges „Om hm“; goldstroyende Börser und schwindfüchtige Beutelchen; Schönheit und Schönseintwollen; Vornehmheit und Demimonde; Ritter vom Geiste und solche, die weder Ritter, noch vom Geiste sind; verschminkte Züge und Nofengesichter — tout Berlin!

Und über dem schwebt das Genie von Doktor Leopold Reuter, alle diese Elemente unter einen Hut zu bringen. Und er bringt sie. Elastisch wie ein Jüngling gleitet der schlank alte Mann durch die Räume; seine weißen Haare, die die Glage umstehen, sind gelockt, und in den dunklen Augen hat er Jugend. Er sagt viel Verbindliches, aber er lügt nie, er meint es wirklich so; es ist die unzerstörbare gute Laune seines Herzens, die ihm Alles im rosigsten Lichte zeigt. Wo Talent ist, sieht er Genie, wo kein Talent ist, sieht er wenigstens Begabung; alte Frauen scheinen ihm „schön gewesen,“ und die Jungen sind ihm alle

reizend. Passable Gemälde sind ihm Meisterwerke und öde Farbenversuche immer noch Stimmungsbilder. Er ist zum Kunstmäcen geschaffen; immer enthusiastisch, begeisterungsfreudig, selbst froh, zu leben und Andere leben zu lassen.

Heute wimmelte es in Doktor Reuter's künstlerischen Räumen mehr denn je.

„Die Hoheit — die Hoheit!“

„Haben Sie die Hoheit schon gesehen?“

„Sind Sie schon vorgestellt?“

„Hoheit — Hoheit“ — — —

Die Damen bengten sich wie ein buntes Tulpenbeet, durch das der Wind streicht — Hoheit gingen vorüber.

Hoheit hatten den Hausherrn unter den Arm gefaßt, Beide waren wie zwei gute Freunde miteinander; der Hoheit noch ziemlich jugendliches, ziemlich einfaches Gesicht trug einen sehr freundlichen Ausdruck, und Doktor Leopold Reuter strahlte in all seiner Herzensliebdenwürdigkeit. Er hatte heute eine kindliche Freude.

Sie machten jetzt Halt an einer Portiere, eine junge Dame hatte sich hinter dieselbe gedrückt und sah mit glänzenden Augen vor.

„Ah —!“ Reuter faßte sie an der Hand und zog sie näher! „Beruhen Hoheit! Fräulein Magdalena Langen, eine junge Künstlerin, mein ganz besonderer Schützling! Süße Stimme, ganze exquisite Art des Vortrags. Da Hoheit selbst hervorragender Künstler sind, werden Hoheit selbst am besten urtheilen können. Fräulein Langen ist meiner Ansicht nach die beste Schumannsängerin unserer Zeit — hohe Poesie, intimer Liebreiz!“

Lena war tief erröthet, sie kannte zwar Reuter's Enthusiasmus und seine Art, im Superlativ zu sprechen, und doch dünkten ihr seine Worte jetzt so wahr, sichere Bürgen; sie sah mit strahlendem Ausdruck der Hoheit in's Gesicht.

Diese lächelte. „Ah — sehr erfreut, das Fräulein gleich zu hören! Schumann, Schumann — ah, Schumann ist mein ganz besonderer Protegé. Sagen Sie, lieber Reuter“ — Hoheit drehten den Kopf interessiert zurück in das andere Zimmer — „wer ist jene Dame? Die dort, in der rosa Robe! Blendend schön! Dieser Nacken, klassische Arme! Bitte, stellen Sie mir dieselbe vor!“

Noch ein huldvolles Lächeln, ein freundliches Zublinzeln von Reuter — sie gingen.

Also das war die Hoheit und nun sollte sie der gleich vorsingen?! Lena fühlte auf einmal gar keine Lust mehr. Sie hatte sich so auf den heutigen Abend gefreut, konnte die Zeit nicht erwarten, war ungeduldig im Zimmer umhergetrippelt und hatte lächelnd ihrem Spiegelbild zugenickt. Die Mutter war geschäftig um sie herumgegangen, hatte sich an der Tochter gefreut und noch oben von der Treppe zugerufen: „Amüsire Dich gut, sehr gut! Hast Du auch den Handschlüssel? Die Entréethür mache ich Dir selbst auf, ich warte auf Dich. Singe sehr schön! Viel Vergnügen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Einfluß des Menschen auf die Natur.

Von Curt Grottenwig.

(Schluß.)

Seine ähnliche, aber wohl noch größere Macht als über die Thiere hat der Mensch nun auch über die Pflanzen. Wie bereits erwähnt, tauchen in jüngeren Steinzeit die ersten Spuren des Ackerbaues der auf. Damals hatte der Mensch bereits die wichtigsten Kulturpflanzen in Zucht: Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Hirse, Flachs. Schon damals mag der Mensch zum Anbau dieser Pflanzen größere Bodenflächen benutzt haben. Während die Gewächse vor dem nur hier und da auf ihnen günstigen Blößen gebieten und dort einen unaufhörlichen Kampf mit dem Dasein führen mußten, ebnete ihnen nun der Mensch den Weg. Auf sorgfältig vorbereiteten Feldern baute er diese wenigen Arten an, und je mehr die Bevölkerung wuchs, um so mehr dehnte sie sich aus und verbreitete so auch ihre Kulturpflanzen. So

kamen die Hülsenfrüchte in der Römerzeit nach Deutschland. Die Artenzahl der Kulturpflanzen vermehrte sich stetig. Besonders verdanken wir der Entdeckung Amerikas die Kartoffel und den Mais. Der Mais hat in den wärmeren Ländern, die Kartoffel mehr in den gemäßigten eine ungeheuerere Verbreitung gefunden. Im vorigen Jahrhundert wurde auf die Anregung Schubart's hin der Alee als Futterpflanze in Kultur genommen, in neuester Zeit aber sind eine Menge neuer Gewächse in Anbau gekommen. Die wenigsten von ihnen freilich werden im Großen, zu landwirtschaftlichen, forstlichen oder technischen Zwecken angebaut, bei Weitem die meisten sind Zierpflanzen. Während der Mensch immerhin selten und eigentlich ausnahmsweise Thiere zum bloßen Vergnügen hält — Vögel, Hunde, Katzen — so ist die Neigung, Blumen und Sträucher nur zu ästhetischen Zwecken zu verwenden, ganz allgemein. Diesem Vorzug verdanken nun eine Menge Garten- und Zimmerblumen ihre kolossale Verbreitung. In diesem Jahrhundert besonders ist die Artenzahl dieser Gewächse eine sehr bedeutende geworden. Der regelmäßige und sehr erleichterte Verkehr mit allen Ländern hat hier zu einem sehr lebhaften Austausch geführt. Wesentlich förderlich für die Verbreitung der Pflanzen ist besonders die Bequemlichkeit, mit welcher ihre Samen von Erdtheil zu Erdtheil transportirt werden können. Dazu kommt, daß die Pflege der Gewächse im Allgemeinen viel leichter und wohlfeiler ist als die der Thiere. Aber noch ein anderer Umstand trägt dazu bei, Pflanzen eine leichtere Verbreitung zu ermöglichen als Thieren. In den gemäßigten Gegenden können alle die Gewächse der warmen und heißesten Länder kultivirt werden, vorausgesetzt, daß ihre Vegetationszeit dort so kurz ist, daß sie in unserem Sommer noch zur Fruchtreife, eventuell auch nur zur Blüthe kommen. Die Gartenaster, die aus China eingeführt worden ist, die Reseda, die aus Ägypten stammt, die Petunie, die von Südamerika zu uns gekommen ist, blühen in unserem Sommer ebenso schön wie in ihrer Heimath. Sie bringen bei uns auch Samen hervor und können deshalb, nachdem sie im Winter zu Grunde gegangen sind, jedes Frühjahr von Neuem ohne besondere Mühe angesät werden. Andere fremdländische Pflanzen, wie Georginen und Cannas, sind dadurch überall hin verbreitet worden, daß ihre Wurzelstöcke im Herbst aus der Erde genommen und wie die Kartoffeln im Keller überwintert werden können. Noch andere Pflanzen, wie zum Beispiel die Rosen, die ebenfalls unseren Winter nicht ertragen würden, können doch durch eine leicht anzubringende Schutzvorrichtung am Leben erhalten werden. Kurz, alle diese Verhältnisse erleichterten es dem Menschen ungemein, eine Menge von Pflanzen über die ganze Erde zu verbreiten. Hierbei spielen auch die Gewächshäuser, in denen Pflanzen bei künstlicher Wärme gezüchtet werden können, eine nicht unbedeutende Rolle. Für die Verbreitung der Thiere kommen die wenigen Vogelhandlungen und Aquariengeschäfte usw. nur wenig in Betracht. Aber einen Gärtner hat fast jedes Dorf, manche kleine Stadt hat deren mehrere, und jeder Gärtner besitzt ein Gewächshaus und ähnlichen Zwecken dienende Frühbeete. Nicht unbedeutend ist auch die Verbreitung gewisser Pflanzen, die sich im Zimmer ziehen lassen. Fuchsien, Pelargonien, Camellien und viele andere sind infolge dieser Eigenschaft ganz ungeheuer verbreitet.

Die Größe des Raumes, der den Zimmerblumen und den Gewächshauspflanzen angewiesen ist, sieht jedoch in keinem Verhältniß zu den unermesslichen Flächen, die den Forst- und Ackerbaupflanzen angewiesen sind. Die Gartengewächse mögen der Zahl und dem Terrain nach, das sie einnehmen, die Hausthiere nicht allzu bedeutend übertreffen. Aber jene Pflanzen, die jetzt ungezählte Millionen von Hektaren bedecken, haben durch das Zutun des Menschen eine Verbreitung gefunden, die fast die gesammte Erdoberfläche umgestaltet hat. Zwar giebt es in den osteuropäischen Erdtheilen noch genug Strecken, wo der Mensch das Land noch nicht bestellt, aber in Europa giebt es kaum einen Quadratmeter Erde, dessen Pflanzenwelt nicht durch die Thätigkeit des Menschen regulirt, durch seinen Willen bestimmt wird.

Wie bei den Hausthieren, so hat es sich auch der Mensch bei seinen Kulturpflanzen angelegen sein lassen, Abarten zu züchten. Schon im siebzehnten Jahrhundert wurde mit der Tulpe die Züchtung von Spielarten gewerbmäßig betrieben. In Holland besonders wurde die Tulpenliebhaberei zur Mode, die einen Umfang und eine Bedeutung annahm, wie etwa jetzt die Spielerei mit den Ansichtspostkarten. Nicht weniger als tausend verschiedene Varietäten der Gartentulpe wurden damals von der züchtenden Hand des Menschen hervorgebracht. Seit Beginn unseres Jahrhunderts aber erstreckte sich diese Thätigkeit auf fast alle Kulturpflanzen überhaupt. Es giebt jetzt eine Menge verschiedener Abarten des Roggens, des Weizens, Hunderte von Varietäten der Kartoffel, Tausende von Apfelsorten. Ein großer Wettstreit herrscht in der Züchtung neuer Gemüsesorten, welche die alten möglichst an Frühzeitigkeit und Ergiebigkeit übertreffen sollen. Sodann ist fast keine der Tausende von Zierpflanzen den gärtnerischen Züchtungsversuchen entgangen. Man muß sagen: entgangen, denn hier artet die Züchtung von neuen Sorten in größtenteils unnatur aus. Man denke nur an die vielen Pflanzenvarietäten mit gelben, weißen und gestreiften Blättern, die aussehen, als wären sie soeben aus dem Krankenhaus entlassen worden. Trotz alledem bleibt diese von der Mode begünstigte und durch die zu unnatürlichem Luxus neigende Gesellschaft geradezu geforderte Zuchtspielerei ein Beweis für die Macht, die der Mensch über die Pflanzenwelt errungen hat.

Die Verschleppung von wildwachsenden Pflanzen ist ebenfalls bedeutend größer als die von Thieren. Sämereien von Unkraut befinden sich in jedem Transport vegetabilischer Produkte, in jeder Schiffsladung. In der Nähe von Mühlen entwickelt sich oft eine Pflanzenwelt, die aus Gewächsen Ungarns, Nordamerikas und anderer Länder besteht. 1871 entstand um Paris eine Vegetation, die durch den damaligen großen Truppenzusammenfluß in der Nähe der französischen Hauptstadt veranlaßt wurde, und die man deshalb Belagerungsflora genannt hat. Die größte Verbreitung der Unkräuter aber geschieht indirekt durch den Anbau aller Kulturpflanzen. Ueberall, wo der Mensch Land kultivirt, dahin verbreitet er auch diejenigen Pflanzen, die sich nun einmal dem Kulturland unausstilgbar angepaßt haben.

Ein so mächtiger Freund und Beschützer der Mensch denjenigen Pflanzen ist, die ihm nützen oder gefallen, ein so verderbenbringender Feind ist er allen anderen Gewächsen. Es ist klar, daß, wenn er für seine Schützlinge Morgen um Morgen Landes kultivirt, er dadurch alle diejenigen Pflanzen verdrängt, die ursprünglich auf diesem Lande gestanden haben. Was das heißt, geht daraus hervor, daß es in ganz Europa, welches früher zum Theil ein großes Baumdickicht war, jetzt keinen Urwald mehr giebt. Ueberhaupt sind die Wälder schonungslos ausgerottet oder gewaltig bekürrt worden. In allen aber ist die umgestaltende Hand des Menschen deutlich wahrzunehmen. Wie viele Pflanzenarten durch dieses Vordringen des kultivirenden Menschen vollständig untergegangen sind, das läßt sich jetzt garnicht mehr feststellen. Am allmählichen Verschwinden gewisser früher häufiger Waldbäume, wie des Taxus, kann man sehr gut den immer größer werdenden Einfluß des Menschen auch auf die Wälder erkennen. In außereuropäischen Ländern, wo dieser kontrollirende Einfluß auf die Pflanzenwelt noch nicht so groß ist, zeigt sich die unheimlich vernichtende Gewalt des Menschen darin, daß er große Waldbrände verursacht, die meilenweit allen Pflanzenwuchs zu Grunde richten. Am eifrigsten wendet sich aber sein Vernichtungskampf gegen die schädlichen Pflanzen. Denn wenn er indirekt auch die Unkräuter begünstigt, so vernichtet er doch jährlich von ihnen unzählige Billionen. Die Vertilgung des Unkrautes ist eine der wichtigsten und meist mit ungeheurerem Fleiß ausgeführte Thätigkeit der Bodenbewirtschaftung. Würde nur ein Zehntel dieser Vernichtungsarbeit gegen die schädlichen Thiere gerichtet, es lebte vielleicht keins mehr. Die Unkräuter freilich scheinen unverwundlich zu sein, immerhin weiß sie der Mensch meistens soweit einzudämmen, daß ihr Schaden nicht bedeutend ist und sie gegen die Kulturgewächse nur wenig aufkommen können.

Der Einfluß des Menschen auf die Thier- und Pflanzenwelt ist also ein ganz ungeheurer. Damit seine Einwirkung auf die Natur jedoch noch nicht ist erschöpft. Allerdings ist sie auf anderen Gebieten nicht entfernt so gewaltig wie auf jenen beiden. Sie erstreckt sich hauptsächlich auf die Umgestaltung der Erdoberfläche und auf das Klima. Was die Veränderung der Erdrinde anbelangt, so ist die Macht des Menschen zwar nicht in Vergleich zu bringen mit anderen geologischen Faktoren, etwa dem Wasser. Sein Einfluß erstreckt sich vor Allem auf die oberste Schicht des Erdbodens. Aber dadurch, daß er die Erdoberfläche auflodert, Wälder ausrodet, Wasserfurchen zieht, drainirt, leitet er doch die geologischen Agentien in ganz bestimmte Richtungen. Wo sich das Wasser früher in einem großen Walde vertheilte und allmählig in den Boden sickerte, da fließt es jetzt bei anhaltendem Regen zu Bächen, Flüssen, Strömen zusammen und bahnt sich in tief ausgehöhlten Erdfurchen einen Weg und füllt wo möglich Thäler mit Sand und Steinen aus. Das ist nur ein Beispiel für viele. Denn ohne Zweifel trägt der Mensch durch seine Auslodern der Bodenoberfläche dazu bei, alle geologischen Prozesse wirksamer, katastrophreicher zu machen. Allerdings bemüht er sich auf der anderen Seite, diese Prozesse möglichst aufzuhalten und diesem Zwecke dienen Befestigungen der Flußufer, der Seeufer, Drainagen und Anderes mehr. Aber im Allgemeinen sind diese Bemühungen des Menschen gegenüber der Größe der Natur noch recht armselig. Aehnlich verhält es sich auch mit den Veränderungen der Erdrinde, die durch Bergwerke, Kanalbauten, Aufführung von Eisenbahndämmen verursacht werden. Die geologischen Verhältnisse einer Gegend werden durch die Thätigkeit des Menschen nicht nennenswerth verändert. Allerdings ist es möglich, daß in Zukunft auch hierin der Herr der Erde eine größere Macht gewinnt.

Nicht unwichtig ist der Einfluß des Menschen auf das Klima. Von großer Bedeutung war hier besonders die Vernichtung der Wälder, die die Temperatur in der Weise mildern, daß sie den Sommer frischer und den Winter gelinder machen. Die Durchschnittstemperatur mag vielleicht dieselbe bleiben, aber Gegenden, in denen der Wald ausgerodet wurde, z. B. manche Gebiete des südlichen Rußland, sind dadurch zu dünnen Steppen geworden, im Sommer fürchterlich heiß und trocken, im Winter außerordentlich kalt. Auch die gleichartige Bestellung des Bodens, der hohe Pflanzenwuchs im Sommer, die Vegetationslosigkeit und lockere Beschaffenheit der Acker im Winter muß natürlich auf die klimatischen und meteorologischen Verhältnisse einen großen Einfluß haben. Im Allgemeinen erhöht reicher Pflanzenwuchs die Temperatur und Feuchtigkeit der Luft, während der brachliegende Ackerboden den entgegengesetzten Einfluß hat. Allerdings ist das Verhalten in den verschiedenen Jahreszeiten verschieden, und es sind bisher nur einige Versuche in dieser Richtung, und auch diese nur in kleinem Maßstabe gemacht worden. Es geht aber aus ihnen hervor, daß die Temperatur über verschiedenem Boden sehr verschieden ist. Man kann daher als sicher annehmen, daß auch der Mensch durch die Art seiner Bodenbearbeitung einen großen Einfluß auf das Klima und die meteorologischen Verhältnisse ausübt. Bekannt ist, daß die jährliche Durchschnittstemperatur der größeren Städte mindestens zwei Grad höher ist, als die in ihrer ländlichen Umgebung.

Mag der Mensch lediglich ein Produkt der Natur sein, er kann trotzdem mit Recht der Herr der Erde genannt werden. Und ist seine Macht über die todte Natur noch gering, sein Einfluß auf die Lebende ist ein unermesslicher. Er übt eine umfassende Kontrolle über die Pflanzen und Thiere aus. Und sein Streben ist das, die lebende Natur möglichst zu vernichten und an ihre Stelle die von ihm gezüchteten Hausthiere und seine Kulturpflanzen zu setzen. Mag es bedauerlich sein, daß durch die Thätigkeit des Menschen der Reichtum, die Mannigfaltigkeit, die Schönheit der Natur zerstört wird, ändern wird es sich nicht lassen, da die Existenz, die Weiterentwicklung des Menschengeschlechts an diese Umwandlung der Natur gebunden ist. —

Die Nasenrachenmandel und ihre Bedeutung.

Von Dr. Friedrich Grosse.

Wenn man Kindern in den ersten Lebensjahren in den Rachen sieht, hinter das Zäpfchen, so bemerkt man häufig, daß die hintere Rachenwand nicht glatt, sondern wulstig ist und nicht selten förmlich warzenartige Wucherungen trägt. Das Bild tritt noch deutlicher hervor, wenn das Kind ein langgezogenes äääh spricht. Greift der Arzt in einem solchen Falle mit dem Finger hinter das Zäpfchen, oder untersucht mit Hilfe eines Kehlkopfspiegels, so findet er, daß dort hinten, über den Warzen und Wülsten, eine vollständig ausgebildete Mandel sitzt, auf die man auch stoßen würde, wenn man ein dünnes Stäbchen durch die Nasenlöcher horizontal nach hinten einführte. Es ist dies die Rachen-, oder genauer Nasenrachenmandel, nach ihrem Entdecker auch Luschka'sche Mandel genannt. Sie gleicht in Aussehen und Struktur vollkommen den bekannten Mundmandeln, wie sie am Zungenrande zwischen den Gaumenbögen sitzen. Die Mundmandeln sind für gewöhnlich der Ausgangspunkt, ja oft der alleinige Sitz der so gefürchteten Diphtherie und anderer Entzündungen.

Die Luschka'sche Mandel kommt meistens mit diesen allgemein bekannten Mandeln vereint vor, und nicht selten gesellt sich noch als Drittes im Bunde eine allgemeine Schwellung der Nasenmuschel hinzu. Indeß kann die Rachenmandel auch für sich allein vorkommen. Sie braucht auch nicht immer ein solides Ganzes zu bilden, sondern sie kann, in viele kleine Wurzeln und Lappen aufgelöst, den ganzen Nasenrachenraum ausfüllen. Sie hat zumeist eine sulzige, gallertartige Konsistenz, weshalb man auch von adenoiden Wucherungen und Vegetationen spricht; oder aber der Arzt sagt kurzweg, das Kind hat ein Gewächs, polypöse Wucherungen oder einen Polypen im Halse. Alles dies sind gleichbedeutende Ausdrücke für dasselbe Leiden.

Jeder Mensch hat diese drei Mandeln auch im normalen, gesunden Zustande; aber sie sind oder sollen für gewöhnlich so klein sein, daß man sie garnicht oder kaum sieht. Wenn sie für den Laien erst sichtbar geworden, sind sie bereits krankhaft vergrößert. Sie haben dann einem Pfirsichkern nicht unähnlich und haben, wie dieser, eine Reihe trichterförmiger Löcher. In diesen bildet sich von Zeit zu Zeit ein hirsekornartiges Klügelchen von graugelber Farbe und häßlichem Geruch, ähnlich dem angefressener Zähne. Defteter kann man sie in den Mandeln noch sitzen sehen und herausdrücken. Meistens aber werden sie bei gelegentlichen Hustenstößen mit ausgeworfen. Dieser Umstand läßt den Laien fälschlich annehmen, daß sie aus der Lunge kämen und „Tuberkel“ seien, d. h. mit der Lungenschwindsucht in Zusammenhang ständen.

Bringen nun die Mundmandeln bei beträchtlicher Schwellung erhebliche Beschwerden mit sich, so wird selbst der Laie die Bedeutung der Nasenrachenmandel ermessen können, wenn er sich nach dem oben Ausgeführten die Lage derselben noch einmal vergegenwärtigt. Sie liegen vor der hinteren Nasenöffnung und müssen diese also verlegen. Infolgedessen bekommt der kleine Patient durch seine Nase keine Luft, sodas er durch den Mund athmet, besonders Nachts. Damit ist bereits eine ganze Reihe von hochbedenklichen Folgen gegeben.

Bei der normalen Athmung durch die Nase wird die Luft von Verunreinigungen, von Staub u. dgl. gereinigt, gehörig durchfeuchtet und erwärmt. Alles dies fällt bei der Mundathmung zum größten Theile fort. Infolge dessen treten dann auch leicht Katarrhe der Luftwege auf. Schon Eingangs hatten wir bemerkt, daß die Rachen Schleimhaut wulstig sei und Warzen habe. Sie erscheint auch nicht schön blaß-rosig wie beim Gesunden, sondern entzündet und mit schleimigem und eitrigem Belag bedeckt: ein Bild, welches fast nie vermisst wird. Das Kind hustet dann und spuckt auch viel, und garnicht so selten treten in dem blutreichen, schwammigen, leicht zerreibbaren Gewebe Blutungen auf, die dann zumeist für Nasenbluten gehalten werden, da das Blut zum

Theil aus der Nase abtropft. Die Eltern vermuthen in solchen Fällen öfter eine Erkrankung der Lungen. Der Rachenkatarrh besteht auf die Dauer jedoch nicht allein, sondern er legt sich in hochgradigen Fällen und nach gelegentlichen Schädlichkeiten (Erkältungen usw.) auf den Kehlkopf und die Luftröhren fort, womit dann schließlich die Bedingungen für eine ernstlichere Erkrankung der genannten Partien und der Lungen gegeben sind.

Der Katarrh greift andererseits auch auf die Nase über, wodurch es langsam zu den bereits erwähnten Schleimhautschwellungen kommt; in diesen Fällen spricht der Laie üblicherweise von Nasenpolypen. Alle diese Erscheinungen gehen mit Absonderungen einher: dem bekannten Stockknupfen, bei dem die Nasenlöcher so häufig wund und die Augenlider vielfach geröthet erscheinen.

Aber auch ohne daß gerade diese Erkrankungen einzutreten brauchen, sind die Gefahren der Rachenmandel nicht zu unterschätzen. Sie behindern den Luftstrom, der beim Athmen durch die Nase eingezogen wird, sodas eine geringere Quantität Luft in die Lungen gelangt. Diese passen sich dem geringeren Luftquantum an: sie entwickeln sich nicht gehörig, sie dehnen sich nicht genügend aus, sie bleiben auf geringer Entwicklungsstufe stehen. Die vordere Wand des Brustkastens wölbt sich bei solchen Kindern nicht schön vor, wie es bei einem kräftig angelegten Brustkorb zu sein pflegt, sondern er wird flach; die unteren Partien, über der Taille, ziehen sich vielfach ein; die ganze Form wird länger, flacher: ein Bild, das man bei Schwindlichtigen gar vielfach beobachtet. Der geschilderte Bau ist ein weiterer Faktor, der die Entstehung der Schwindsucht wiederum begünstigt, wie wir es oben schon für die Katarrhe bemerkt haben.

Athmet aber das Kind weniger Luft ein, so kommt auch weniger Sauerstoff in's Blut, das nun kohlenstoffreicher werden muß und sauerstoffärmer. Die Athemluft und damit die Sauerstoffaufnahme ist, wie satfam bekannt, für das Leben und die Gesundheit ebenso wichtig, wie das Wasser und die Speise. Ohne Sauerstoff ist die Verdauung und Verarbeitung der Nahrung im Blut nicht möglich; kommt also weniger Sauerstoff in's Blut, so muß nothwendigerweise die gesammte Ernährung darniederliegen. Der Patient hat keinen Appetit. Aber selbst wenn dieser künstlich angeregt wird, sei es nun durch Arzneimittel, oder durch eine Wasser- oder Bewegungskur, ja sei es selbst durch einen Aufenthalt auf dem Lande, im Gebirge oder an der See, es muß Alles wirkungslos bleiben, denn es kann ja selbst der reichlichste Sauerstoff nicht in den Körper gelangen. Dieser kann auch die besten Nahrungsmittel nicht verarbeiten, und würden sie noch so reichlich dargeboten. Die Ernährung des Patienten wird herabgesetzt, das Kind wird blaß und welk, und man spricht in solchen Fällen von Blutarmuth, die ihrerseits wieder eine Begleiterscheinung oder vielmehr eine Vorbedingung für die so weit verbreitete Strophulose ist. Diese aber bedeutet nichts weiter als eine echte, wirkliche Tuberkulose. Nur hat sie ihren Sitz nicht in den Lungen, sondern in den Lymphdrüsen, und zwar hauptsächlich in denen des Halses, besonders denen unter dem Unterkiefer und unter dem Ohre. Und es bedarf nur noch anderer ungünstiger Umstände, z. B. der oben erwähnten Faktoren, um aus der Strophulose, die an und für sich relativ leicht ausheilt und deshalb weit weniger gefährlich ist, die gefürchtete Tuberkulose der Lungen entstehen zu lassen. Geschwollene Lymphdrüsen finden wir denn auch fast immer bei den unglücklichen Besitzern der Mandelschwellungen, insbesondere auch der Nasenrachenmandel.

Beobachten wir einen solchen Kranken Nachts im Schlafe, so fällt uns auf, daß er mit offenem Munde athmet. Denn seine Nase ist ja nicht genügend durchgängig. Im Wachen geht auch die Mundathmung ganz gut von Statten, anders aber im Schlafe. Hier sind bekanntlich die Muskeln erschlaßt und infolgedessen sinkt der Unterkiefer und mit ihm die Zunge nach hinten. Beim Athmen vibriert letztere dann und verursacht dadurch das Schnarchen. Dies nimmt mit der Tiefe des Schlafes zu, bis die Athemnoth so

stark wird, daß sie das Kind aufschreckt und damit die Hebung des Kiefers veranlaßt. Mit einer Schluck- und Raubewegung wird das Athmen wieder besser, aber nur für eine Weile, bis der wieder tiefer gewordene Schlaf die geschilberten Erscheinungen von Neuem hervortreten läßt: ein Bild, schrecklich anzuhören für die im selben Zimmer Schlafenden und noch häßlicher für das beobachtende Auge der Mutter. Daß unter solchen Umständen der Schlaf nicht erquickend sein kann, daß sich ein solches Kind gewissermaßen immer mit einem Halbschlaf begnügen muß, liegt auf der Hand. Was Wunder dann, wenn der Sprößling träge und müde aufwacht und ein schlafes, träumerisches und wenig gewecktes Wesen zeigt!

Wie sein ganzer Körper ein Bild der Schwäche ist, so auch sein Geist. Auch dieser bleibt in der Entwicklung zurück. Das Kind leidet an Gedächtnisschwäche und vermag seine Aufmerksamkeit nicht auf einen Punkt zu konzentriren. Es ist ewig un aufmerksam, mürrisch, gleichgültig und bleibt bald in der Schule zurück.

Natürlich pflegen sich diese Eigenschaften mit der Zeit auch äußerlich sichtbar im Antlitz des Kleinen auszuprägen, das allmählig einen stupiden Ausdruck erhält. Dieser wird noch erhöht durch wirkliche Veränderungen im Bau, welche die unnatürliche Athmung mit sich bringt. Das stete Offenstehen des Mundes allein verleiht dem Gesicht schon einen dummen Ausdruck, bewirkt aber außerdem noch ein langsames Versinken der natürlichen Falten des Gesichts, besonders derjenigen, welche von der Gegend der Nasenflügel nach seitwärts und unten ziehen. Dieser Umstand stempelt, zumal bei schmalwangigen und blassen Kindern, den Gesichtsausdruck zu einem ungemein blöden.

Um das Maß voll zu machen, gesellen sich dann noch Folgen von Seiten des Gehörs und der Sprache hinzu.

Bekanntlich hat das Mittelohr eine röhrenförmige Öffnung nach dem Nasenrachenraum zu, die sogenannte Eustachische Ohrtrompete, welcher das Amt zufällt, Schleim von der Mittelohrschleimhaut abzuleiten und für stete Erneuerung der Luft im Ohre zu sorgen. Diese Öffnung wird durch die Nasenrachenmandel verlegt: das Mittelohr kann dies nicht mehr reinigen und muß erkranken, zumal da sich infolge der mangelhaften Reinigung die Katarrhe des Nasenrachenraumes nur zu leicht auch auf das Ohr verpflanzen können. Kurz, es entstehen Mittelohrkatarrhe mit und ohne Eiterungen nach außen und Schwerhörigkeit. Gerade diese pflegt aber den Gesichtsausdruck und die geistige Entwicklung in hohem Maße zu benachtheiligen.

Neben dem Gehöre leidet endlich aber auch die Sprache. Der Nasenrachenraum bildet für diese nämlich den Resonanzboden. Die dort sitzende Geschwulst bricht die Schallwellen der Sprache unregelmäßig und nimmt ihr dadurch ihren Wohlklang. Dazu kommt noch, daß einzelne Buchstaben überhaupt nicht oder doch nur fehlerhaft ausgesprochen werden können, da die Mandel die Bewegung des Zäpfchens hindert: es sind dies besonders m, n und l, deren mangelhafte Bildung die Sprache „näselnd“ macht.

Wenn wir nach dieser fast endlos erscheinenden Reihe von Uebeln das Gesagte noch einmal kurz zusammenfassen wollen, so tritt uns ein Kind mit ausgebildeten Folgen der Nasenrachenmandel als blutarmes, schwächlich und schwächlich gebautes, freudloses, trüges und mürrisches Wesen entgegen, das undeutlich spricht und schlecht hört, stets knupfen und oft laufende Ohren, wunde Nasenlöcher und geröthete Augen hat, und mit offenem Munde und dummem Gesichtsausdruck un aufmerksam dahinglebt.

Natürlich wird man nicht immer alle Folgeerscheinungen bei einander finden oder alle deutlich ausgesprochen antreffen. Jedensfalls aber gehört die Rachenmandel zu den häufigen Erscheinungen, auf die das Augenmerk zu richten nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Wie oft sie vorkommt, ergeben Berichte von Spezialärzten für Ohren-, Nasen- und Kehlkopf-leiden, die bei ihren Kranken die Rachenmandel in 10 bis 20 Prozent und mehr aller ihrer Fälle vor-



Schmuggler's Ende. Nach dem Gemälde von H. Dieffenbacher.

fanden. Bei der Wichtigkeit der Sache wurde in einigen Großstädten Deutschlands bei den regelmäßigen Revisionen der Schulkinder durch besondere Schulärzte auf die Nachenmandel geachtet: sie fand sich unter hundert Kindern regelmäßig 5 bis 10 mal. Gerade die Kinder im schulpflichtigen Alter zeigen sie am häufigsten und am ausgesprochensten. Je jünger das Kind ist oder je länger es die Schule hinter sich hat, um so mehr treten die Mandeln an Häufigkeit zurück. Nach dem 20. Jahre ungefähr schrumpfen sie von selbst, sodaß sie von da ab nur noch selten gefunden werden. Damit ist freilich nun nicht gesagt, daß man füglich die Heilung dem zunehmenden Alter und der Natur überlassen könne. Ja, wenn die Folgen nicht wären: diese sind zum unberechenbaren Schaden des Kranken schon längst unabänderlich eingewurzelt. Hier ist's ein schwindflüchtiger Brustkasten, dort ein halb taubes Ohr, das Zeugniß ablegt. Und ein Dritter behält Zeit seines Lebens ein Brett vor dem Kopf, dessen Hirn vielleicht sonst für große Talente und Fähigkeiten beanlagt war.

Wie entsteht nun die Mandel? und wodurch? Nicht selten kommt sie vererbt vor, also angeboren. Man kann dann oft noch bei den Eltern am Gesichtsbau sehen, daß auch sie solche in ihrer Jugend ge-

habt haben. Meist aber bilden sie sich erst in den frühen Kindesjahren heraus. Da sind auch sonst strophulös und syphilitisch belastete Kinder wieder am meisten gefährdet, Kinder, die zu Katarrhen der Nase neigen und solchen der anderen Athemwege. Oft sich wiederholender Schnupfen wird fast immer beobachtet. Oft beginnt die krankhafte Vergrößerung ziemlich plötzlich nach Ueberstehung der Masern, des Scharlachs, der Diphtherie usw. Oftmals auch ohne besondere Ursache und schleichen. Meist wird sie dann durch die genannten Krankheiten so verschlimmert, daß selbst Unerfahrene stutzig werden.

Hier will ich nicht unterlassen zu erwähnen, daß Kinder mit Mandelanschwellungen ganz besonders leicht von der Diphtherie befallen werden und dann fast ausnahmslos schwer erkranken, da sie in dem kranken Gewebe geradezu rapid wächst. Die Nachbarschaft der Nase und der Ohren lassen die Diphtherie mit Leichtigkeit auf diese fortschreiten oder verzögern doch die Genesung, wenn sie diese nicht überhaupt unmöglich machen. Also auch aus diesem Grunde empfiehlt sich dringend, die Mandel baldmöglichst entfernen zu lassen.

Damit wären wir zu der Frage gelangt: was thun, wenn wir zu der unangenehmen Gewißheit gekommen sind, daß unser Kind eine solche Nachen-

mandel hat? Und wie können wir die Entstehung irgendwie verhindern? In letzterem Sinne heißt es einfach, das Kind naturgemäß und vernünftig erziehen, es frühzeitig abhärten, damit es gegen Katarrhe frühzeitig gefeit ist. Wie wir dies Alles erreichen, gehört nicht in den Rahmen dieser Betrachtung. Handelt es sich aber einmal um eine ausgebildete Nachenmandel, so giebt es nur ein Mittel, und das ist ihre blutige Entfernung. Zum Trost der Eltern sei gesagt, die Operation ist eine außerordentlich einfache und schnelle. Ob sie in Narkose (Chloroformirung oder dergleichen) geschehen soll, ist Sache des Arztes, der gewiß alles Für und Wider im Einzelfalle nach bestem Gewissen abwägt. Der Eingriff ist fast absolut ungefährlich, wenn auch in den seltensten Fällen die Blutung einmal etwas bedeutender und anhaltender sein kann; wenn sich auch gelegentlich einmal bei schon angekränkelten Ohren eine Mittelohrentzündung daran anschließen kann. Doch diese kann auch ohne Operation stündlich eintreten; und Für und Wider abgewogen, entscheidet für die Operation, und zwar je eher, desto besser.

Es giebt wenige Uebel, bei denen der Arzt so einfach und so segensreich eingreifen kann, als die Nachenmandel, und ihre Entfernung gehört mit zu den dankbarsten Aufgaben. —

Waisenkinder.

Skizze von G. Macafy.

Konrad's Jugend war erfüllt mit trostlosen, traurigen Bildern. Hohe, himmelragende Schote, aus denen der dicke Qualm in schweren, schwarzen Wolken hervorquoll, bis er sich langsam und schwerfällig über den ganzen Horizont ausbreitete. Dann sank die braune Decke immer tiefer auf die Landschaft nieder, drohend, als wollte sie Alles ersticken. Und drohend sank sie auch immer tiefer in die Seelen der Menschen, die in jener Landschaft dahinsiechten. Er sah weite Felder, auf denen dürftiges, niedriges Getreide zwischen hochaufliehenden, üppigem Unkraut verkümmerte; weite Wiesen, auf denen im Sommer das von der Sonnengluth verbrannte Gras kaum den weißen, steinigen Kalkboden verdeckte. Und Menschen sah er, Menschen mit leidenden, frühwelken Gesichtern, Menschen, die nicht lächeln konnten und mit stumpfen, glanzlosen Blicken vor sich hinstarrten; Menschen die arbeiteten und duldeten und wieder duldeten und starben; Menschen mit mildem, schleppendem Gang, Männer und Frauen und Greise, die Alle gleich vergrämt und hilflos-demüthig ausfahen und keine Freude kannten und kein Glück.

Und dazwischen sah er das blasse Gesicht eines Weibes, das einst schön gewesen war, und zu dem er empor geblickt hatte wie zu einem hohen, fernen Wunderbild.

Dieses blasse, franke Weib, das dahinsiechte, wie dort Alle dahinsiechten, war seine Mutter gewesen. Nur dunkel und verschwimmend, wie in weiten Fernen, sah er sie. Und er sah das roth aufgedunsene wuthentstellte Gesicht eines Mannes, dessen verglaste Augen stier auf ihm geruht hatten. Und in seinen Ohren klangen wüste, nächtliche Szenen nach, in denen jener Mann getobt und geschrien, während er stuchend in der kleinen Kammer umherstolperte. Dazwischen klang das stille Weinen des blassen Weibes. Er erinnerte sich, wie er angstzitternd in seinem kleinen Bettchen gelegen und den Kopf tief unter die Decke verborgen und geweint hatte, wie das blasse Weib.

Dann war es einmal still geworden.

Das Weinen hatte aufgehört, und als er früh erwachte, sah er seine Mutter auf dem Boden liegen, lang ausgestreckt und regungslos; ein dunkler Strom rothen Blutes rieselte aus einer tiefen Wunde im Kopf langsam, langsam weg, bis zu seinem Bett herüber.

Damals hatte er gemeint, daß nun der Tod über ihn komme; seine Kehle war zugeschnürt; er konnte nicht weinen, nicht um Hilfe rufen. Aufrecht stand er im Bett und starrte heraus und starrte

auf die dunkle Blutlache und auf das entstellte Gesicht der Mutter.

Nun verließ ihn die Erinnerung.

Nur dunkel empfand er, was dann geschehen war. Es waren Leute gekommen und hatten ihn aus der engen, kalten Kammer mit sich fortgeführt. Das glänzende Gesicht eines fetten Mannes sah er noch vor sich: der hatte lächelnd Alles dort betrachtet und mit seinen weißen, fetten Fingern an der glänzenden, dicken Uhrkette gespielt. Vor diesem Manne hatte er Grauen empfunden. Und das war seine letzte Erinnerung aus jener ersten Zeit.

Lange, lange hernach fand er sich wieder in einem großen, weißen Hause mit weiten, weißgetünchten Sälen. Er trug eine dunkle Uniform mit glänzenden Knöpfen, und alle die vielen Knaben um ihn trugen dieselbe Uniform. Es war das Waisenhaus in der Vorstadt; und Alle, die da waren, hatten keine Eltern mehr und wußten es — denn es wurde ihnen täglich gesagt, als ein Vorwurf und als eine Ermahnung. Aber sie hätten es auch sonst erfahren. Wenn sie an den Sonntagen paarweise durch die Stadt spazieren gingen, hinab zu den Auen an der Donau, dann sahen sie alle Leute mit verwunderten, mitleidigen Blicken an. Sie aber sahen die vielen gepuzten Menschen, die lachten und so sorglos und glücklich waren, — und da gingen sie still und paarweise an ihnen vorbei und wagten es nicht, zu Jenen emporzuschauen; denn auf allen Mienen lag Verwunderung und Mitleid.

So verging Sonntag um Sonntag und Woche um Woche.

Konrad sah den großen Garten des Waisenhauses mit den hohen, hohen alten Bäumen, mit den tiefen, schattigen Laubgängen und der steilen, verwitterten Mauer ringsum. Dieser Waisengarten, in dem im Sommer die Amseln schlagen, laut und tönend, dieser Garten war ihm lieb geworden. Dort hin flüchtete er sich, wenn eine freie Stunde war, in die tiefsten Winkel und Verstecke. Und in dieser Einsamkeit, fern von den Anderen mit ihrem schallenden Gelächter und ihrem Hohn, hier in der reinen Gartenstille empfand er das erste Glück, das große Glück des freien Athmens, das große Glück, mit sich selbst allein zu sein.

Denn unter den Anderen war er der Ausgestoßene. Er, der einzige von Allen. Er wußte nicht, wie es geschehen — aber sie hatten die Geschichte seiner Jugend erfahren. Und nun war es eine jahrelange, endlose Qual, die er stumm ertragen mußte. Er hörte die ewig gleichen Fragen: „So? das war er, deß Vater sein Weib erschlagen hatte? Das war

der, dessen Vater bis an sein Lebensende im Zuchthaus sitzen muß.“

Jeder Neuankommende erfuhr es.

„Zuchthäusler! Zuchthäusler!“ tönte es in seinen Ohren, und er sah hundert gehässige, boshafte, grausame Augen um sich bligen. Wie ein Auswürfling stand er da unter ihnen, er, der Einzige, dessen Vater lebte und im Zuchthaus war. „Wie geht's Deinem Vater? Warum schreibt er Dir denn nicht?“ tönte es um ihn. Oder: „Geh', besuch' ihn doch einmal im Zuchthaus! Zuchthäusler Du!“

Weinend entfloß er dann und verbarg sich in einem Gebüsch oder Winkel. Regungslos lag er dort auf dem Boden, an allen Gliedern bebend vor Schmerz und Wuth. In der Ferne aber hallte und höhnte es! „Zuchthäusler! Zuchthäusler!“

Eines Tages hatten sie ihn wieder verhöhnt, und da war es plötzlich heiß in ihm geworden, und vor seinen Augen stirrten rothe, flammende Funken. In sinnloser Wuth hatte er sich auf den Einem, den Stärksten von Allen, geworfen und ihn zu Boden geschlagen, daß er bewußtlos liegen blieb. Die Anderen standen umher und waren sehr bleich und still geworden. Er aber ging ruhig, so ruhig, wie er nie zuvor gewesen, in den Garten hinab in sein einsames Versteck. Nun, glaubte er, sei es zu Ende mit ihm und er habe Jenen getödtet. Er hörte gellende Stimmen, die aus aller Luft auf ihn niederprallten und schrienen:

„Zuchthäusler! Zuchthäusler!“

Am Nachmittag hatten sie ihn ausfindig gemacht und brachten ihn vor den Direktor. Nun wird die Untersuchung, nun wird das Ende sein! dachte er, und in seinem Inneren war Alles stumpf und ausgestorben. Er sah den alten Mann, der immer ernst und wohlwollend zu ihm wie zu den Anderen gewesen war. Und er mußte ihm erzählen, wie Alles gekommen war. Da erwartete das Leben wieder in ihm. Er erzählte, was er all' die Jahre gelitten. Wie ein Fieberschauer rüttelte es ihn, aber es war ihm eine Erlösung. Als er zu Ende war, sank er plötzlich um und die Sinne schwannten ihm.

* * *

Er lag lange in dem großen Krankenzimmer brühen, und auch der Andere, den er getödtet zu haben glaubte, lag dort neben ihm. Der hatte eine schwere Wunde am Kopf, und man erzählte Konrad, daß er eine Gehirnerschütterung erlitten habe. Das war am ersten Tage nach seiner eigenen Genesung. Da kam der alte Direktor zu ihm, setzte sich an sein Bett, hielt seine Hand fest und

sprach gute, tröstliche Worte zu ihm. Da fiel ihm eine Last vom Herzen, und weinend küßte er die Hand des alten Mannes.

Am nächsten Tag standen die Fenster offen und das heiße Sonnenlicht stütete in den kahlen Raum. Es war so still und Konrad sah von seinem Bette aus den Fliegen zu, die am Fenster aus und ein schwirrten. Sinnend lag er da, und die große Stille that ihm wohl. Wieder empfand er das Glück und ließ es langsam um seine Seele gleiten. Er dachte daran, daß er beinahe in dieser Krankheit gestorben wäre, und dachte darüber nach: über das was mit ihm geschehen war, und über den Tod. Da glitt plötzlich ein Schatten zu seinem Bette herüber, und er blickte auf: der Andere stand vor ihm. Er sah leichenblau aus und sein Kopf war in ein weißes Tuch gehüllt. Und seltsam ernste, traurige Augen schauten ihn an, bittend und verzagt. Immer wollte er sprechen, aber er bewegte bloß tonlos die Lippen, und Konrad verstand ihn doch. Er verstand diese stumme Bitte, und in seiner Seele jubelte es. Er streckte ihm die Hand entgegen und ergriff seine Hand und schüttelte sie.

Und Jener setzte sich zu ihm.

Sie sprachen lange kein Wort. Dann aber sprachen sie von ihrer Krankheit und davon, daß sie nun bald wieder hinaus in's Freie dürften, und daß es Sommer sei, und die Kirschen im Garten reifen.

Am nächsten Tag kam der Andere wieder und kam auch am dritten Tag. Und als sie nach einer Woche das Krankenzimmer verließen, da waren sie Freunde geworden: Konrad und Frank.

Draußen im Waisengarten aber reiften die Kirschen, und an den Büschen blühte der weiße Jasmin, dort suchten sie nun die Einsamkeit zu Zweien auf, und für Beide begann ein neues Leben.

Frank hatte sich ganz verändert: die schwere Krankheit hatte ihn ernst gemacht und das Zusammensein mit Konrad machte ihn nachdenklich. Um die Anderen aber kümmerten sie sich nicht mehr, und es gab keinen Hohn mehr über den Sohn des Zuchthäuslers. Wie ein treuer demüthiger Hund folgte Frank dem blassen, schwächlichen Knaben nach auf dessen einsamen stillen Gedankenwegen. Konrad aber empfand zum ersten Male das tiefe Glück der Zusammengehörigkeit mit einer Menschenseele.

Der Sommer verging und der Herbst verging. Der Boden des Waisengartens war bedeckt mit welkem, gelbem Laub, und es kam die Zeit der Nebel. Die Luft war feucht und kalt geworden. Von den dünnen Ästen der entlaubten Bäume rann langsam Tropfen für Tropfen.

Der Herbst verging, und der Winter verging. In einem Jahre war Konrad's Seele reif geworden. Er sah nicht mehr das Waisenhaus mit seinen kahlen Mauern, er sah nicht mehr die scheuen, gedrückten, lauernden Gesichter seiner Gefährten: er lebte nun sein eigenes Leben und blickte hinab in die Tiefen seiner eigenen Seele. Geheimnißvolle Worte und Töne wurden laut in ihm, und er lauschte den Tönen und suchte sie auf und lauschte den Worten und mühte sich, sie zu deuten. Aber immer fremder wurde er sich selbst, und es war ihm, als steige eine dunkle Macht langsam und drohend in ihm auf, die Herrschaft über seine Seele gewann. Oft fragte er sich bange, was es doch sei, wenn er das Gefühl hatte, als ob er weinen müßte, und wenn es so rußlos und verworren in ihm wurde. Und da hatte er nur einen Trost: die Bücher, zu denen er sich flüchtete, in denen er lernte und suchte, ganze Tage, halbe Nächte. Es war ihm, als könnte er nie genug erfahren. Gierig nahm er Alles in sich auf, ohne Wahl und ohne bestimmten Wunsch. Er hatte jetzt volle Freiheit, und man ließ ihn seine eigenen Wege gehen. Nur sein Handwerk mußte er lernen wie Jeder. Aber es verdroß ihn und er that nur, was er thun mußte. Dann aber suchte er wieder die Bücher, deren er habhaft werden konnte, und fühlte eine tiefe Sehnsucht, alles Wissen der Erde mit seinem hungrigen Geiste zu umschlingen. Darin lag für ihn die Erlösung von dem Banne in seiner Brust: er mußte es nur finden, das Geheimnißvolle, das ihm die

Erlösung bringen werde. Aber er fand es nicht. In den Büchern fand er es nicht.

Manchmal aber, wenn ihn aller Trost verließ, da griff er zu seiner Geige. Er hatte in früheren Jahren das Geigenspielen gelernt, und so lange er es lernen mußte, war es ihm widerwärtig gewesen wie ein unerträglicher Zwang. Nun aber wurde es ihm eine Freude in seinen schweren, trostlosen Stunden. Und bald gewann er eine seltsame Fertigkeit. Mit jedem Tag, mit jedem neuen Können wuchs seine Freude daran. Langsam und unvermerkt versuchte er es, die Töne, die in seinem Inneren ruhten, zu formen, den eigenen Harmonien Gestalt zu geben. Und er fühlte, daß alle Töne zur Form wurden und neue Töne schufen, und daß alle Harmonien Gestalt gewannen. Stunden vergingen, die er durchspielt hatte, und zuletzt wußte er nicht mehr, was es gewesen. Auf keinen Ton mehr konnte er sich besinnen. Nur Eines wußte er: daß Ruhe über ihn gekommen war.

Aber eines Tages trat es klar vor ihn, daß er Etwas konnte, was die Anderen nicht vermochten, und daß er seine eigene und keine fremde Musik spiele. Nun erst hatte er einen tiefen Trost für seine trüben Stunden gefunden. Wenn er in der Werkstätte saß, in die man ihn nun schickte, und mit dem Glas vor dem Auge alle die kleinen Räderchen zusammensetzte, die das Uhrwerk bilden, dann tönte es in ihm und er vergaß die monotone, mühselige Arbeit. Und zu dem Ticken der Uhren, die an den Wänden hingen, gesellten sich die vollen, jagenden Rhythmen seiner Seele, und er zählte die Minuten, bis er von der Arbeit frei sein und diese stummen Rhythmen in klingende Musik umsetzen werde.

Der Frühling war vergangen und ein neuer Sommer war angebrochen: der letzte, den Konrad im Waisenhaus verbringen sollte. Um die Mitte des August wurde er entlassen, um nun zu seinem Meister zu ziehen.

„Frei sein! Frei sein!“ klang es jubelnd in seiner Seele, und sein Herz pochte, als er von dem alten Manne dort drinnen Abschied nahm, der ihm wohlwollend die Hand drückte und ihm seine kleinen Ersparnisse von den Arbeiten der letzten zwei Jahre einhändigte. Er hörte nichts von den ermahnenden Worten, die der Alte zu ihm und zu den Anderen sprach, er dachte bloß ohne Unterlaß: „Frei sein! Frei sein!“

Noch ein lauter, sehnächtiger Gruß der Anderen, die zurückblieben, und sie schritten die Straße hinab. Konrad ging neben Frank einher und schämte sich vor den vielen Menschen, denn er trug seine Geige und den kleinen, schwarzen Koffer mit seiner Habe; auf dem Koffer aber stand in groben, weißen Buchstaben sein Name und die Nummer, die er dort geführt. — Nummer 109. — Und er dachte:

„Nummer 109 ist entlassen.“

Und doch jubelte es in ihm, denn es sollte sein erster freier Tag sein, und die Stadt, die große Stadt mit ihren bunten, prächtigen Menschen, mit ihrem lohenden Sonnenglanz und all ihrem rauschenden Getöse lag offen vor ihm. Hastig eilte er zu seinem Meister und ließ seine Sachen zurück. Dann wollte er wieder mit Frank zusammentreffen.

„Wohin? Wohin?“ fragte er sich tausendmal, und seine Sehnsucht umspannte die ganze Stadt mit allen ihren Herrlichkeiten.

Als der Nachmittag gekommen war, gingen sie langsam die breite Straße hinab, dem Prater zu, Beide schweigend, bedrückt und zaghaft.

„Das Leben!“ dachte Konrad, und der Wunsch stieg in ihm auf, all dieses Leben kennen zu lernen, von all diesem Leben zu kosten.

Dann kamen sie aus der Stadt hinaus, dort hinab zu den Auen, wohin sie jeden Tag wie eine Herde getrieben worden waren. Aber heute erschien Konrad Alles neu und umgestaltet: diese Wege, diese Bäume, durch die die Sonne funkelte, diese Menschen, die dort langsam im Schatten gingen.

Sie setzten sich auf eine Bank und saßen lange und schauten vor sich hin, und Konrad vermochte es nicht, alles Das, was er sah, in klare Gedanken zu bringen. Bunte, nie gesehene Bilder glitten an

ihm vorbei, so schön, wie er sie in seinen tiefsten Träumen nicht erhofft hatte. Und nur Eins empfand er in sich: Sehnsucht! Unendliche Sehnsucht nach all Dem, was hier vor ihm war.

Und dann gingen sie tief hinein in die Auen, weit weg von allen Wegen.

Dort legten sie sich unter der breiten Krone einer Buche in's Gras und starrten in den dunkelblauen Sonnenhimmel hinauf.

Wie schön! Wie schön! empfand Konrad immer wieder und wagte kaum zu atmen, um all' diese Schönheit nicht zu verschonen. Den Frank neben sich vergaß er ganz. Er hörte nur die Finken und die Drosseln drüben in den höchsten Ästen und das ferne Rollen der Equipagen ganz weit weg über den feinen Kies der Wege. Wie schön! Wie schön! Er sah den Himmel über sich und auf allen Seiten zitternde Blätterzweige, auf denen sich der Wind schaukelte.

Und wieder klangen Töne in ihm, neue Töne, die er nie gehört, und ganz still stieg der Wunsch in ihm auf, er hätte seine Geige bei sich. Aber dann dachte er: nächsten Sonntag, da wird er den Nachmittag frei haben und wird ganz allein heraus in die Auen gehen und seine Geige mitnehmen. Und er sehnte sich nach dem nächsten Sonntag.

Die Sonne sank und es wurde Abend. Im Walde drüben flammte das Laub in brennendem Roth, und durch die Zweige zuckten heiße Lichter. Und immer heißer und sehnächtiger klang das Lied der Vögel. Heiß und sehnächtiger wurde es auch in Konrads Seele. So — so zu leben, empfand er, immer wieder und wieder so zu leben: daran dürfte man nicht satt werden können. Er empfand es als einen zitternden, hoffenden Wunsch.

Und dann kehrten sie in die Stadt zurück. Frank meinte, man solle noch in eine Schenke gehen. Konrad ging mit.

Dort, wo die letzten Häuser standen, unten am Donaukanal, in der Nähe von Frank's neuer Wohnung, traten sie in eine Schenke. Die Thür stand offen, und von innen drang Rauch und das Gemurmel erregter Stimmen heraus. Konrad aber empfand es als Musik und hörte ferne, eintönige Klänge durch.

Draußen auf der Straße war es Abend mit hellen, schimmernden Farben; hier drinnen aber war blasser Qualm und dazwischen trübes, flackerndes Gaslicht.

Scheu und verlegen setzten sie sich an einen kleinen Tisch neben der Thüre. Für Konrad war es ein neues Leben, das er hier sah: es beängstigte ihn in seinem engen, gepreßten Rahmen. Schwere, ungesunde Luft, die sich beklemmend auf Menschen und Gegenstände legte; heiße, glühende Wangen, von Wein und Streit aufgedunsen, dazwischen das schrille Gelächter eines Mädchens und funkelnde, gehässige Augen, die boshaft durch den Nebel starrten: er empfand Angst vor dieser Atmosphäre, in der es wie dumpfes, gährendes Leben lodhte, Angst vor diesen Menschen mit ihren rauhen, grellen Stimmen, mit ihren in fieberhafter Hast weggeschleuderten Worten.

Der Raum war mit dunkelbraunem Holzgetäfel bedeckt, und Konrad starrte darüber empor zu den grauschwarzen Tapeten mit den verblähten Mustern und zu den elenden Bildern. Und dazu lauschte er dem wirren Getöse. Bald klang es hier, bald dort wie ein unterdrückter Schrei der Wuth und Stille wurden gerückt und schwere Schritte verloren sich an einer Thüre im Hintergrund. Ruhlos empfand Konrad die Stimmung des Raumes und mechanisch trank er zum ersten Male im Leben dieses bittere Getränk, das ihm ein Kellner in einem schmutzigen Glase gereicht hatte.

Der Qualm und das Bier betäubten ihn.

Hilflos lehnte er sich an die Wand und schloß die Augen. Nun wurde ihm leichter. Das Stimmengewirr klang ihm fern, weit, weit weg von ihm. So dachte er sich das Rauschen des weiten Meeres. Aber immer heißer wurde es ihm um die Stirne, und wie damals, als er Frank im Borne niedergeschlagen hatte, tanzten gresle, irre Finken vor seinen Augen.

Die Stimmen aber schollen an und wilde, wirre Töne zischen durch das Getöse.

Erschreckt starrte Konrad in den Hintergrund. Eine dunkle Masse hatte sich dort zusammengeballt, und plötzlich wurde es leichenstill. Angstvoll hielt Konrad den Athem an, und es war ihm, als drohe ein Unheil. Da stob der Knäuel auseinander und gellende Rufe wurden laut: „Hilfe! Hilfe!“

Zitternd hielt Frank den Arm des Freundes fest, der hinüberstürzen wollte in den dunklen, drohenden Hintergrund.

So lauften sie eine Weile. Gestalten huschten an ihnen vorbei, auf die Straße hinaus und von der Straße herein. Unter den Hereineilenden sahen sie Einige mit blitzenden Knöpfen und funkelnden Helmen. Dann wieder Stille.

Es war, als ringe dort hinten ein Mensch auf Tod und Leben. Dann drängte sich der Knäuel wieder zur Thüre, und in der Mitte sah Konrad einen jungen Menschen, der sich verzweifelt wand unter den Händen Derer, die ihn hinaus-schleppten.

Aber im Hintergrund war es still geworden. Auf der Bank längs der Wand lag eine Gestalt; die Leute standen umher. Konrad hörte ein leises, verhallendes Köcheln.

Rasselnd fuhr draußen ein Wagen vor, und mehrere Männer mit weißen Binden und rothen Kreuzen am Arm eilten herein. Bald darauf trugen sie die leblose Gestalt hinaus, und wieder rasselte der Wagen fort, die Straße hinab.

Konrad war in seine Ecke zurückgefunken. Wirre Bilder von Noth und Elend und grausamen, unerbittlichem Schicksal glitten wie höhnend durch seine Seele. Dann hörte er hart neben sich die hohe Stimme des Kellners, der mit Frank sprach:

„Niedergestochen hat er ihn. Der überlebt die Nacht nicht.“

Und dann: „So war er immer. Der war für's Zuchthaus geboren. Ganz wie sein Vater. Der hat auch dort geendet.“

Mit einem Ruck erwachte Konrad aus seinem dumpfen Träumen.

„Zuchthäusler! Zuchthäusler!“ klang es schrill in seinen Ohren, und er fühlte sich von tausend höhnenden Stimmen umgeben, die schreien und jubelten: „Zuchthäusler! Zuchthäusler!“

Konrad sprang auf. „Kommt!“ sagte er zu Frank mit heiserer Stimme. Rasch eilten sie in die Nacht hinaus. Die kühle Nachtluft that ihren heißen Stirnen

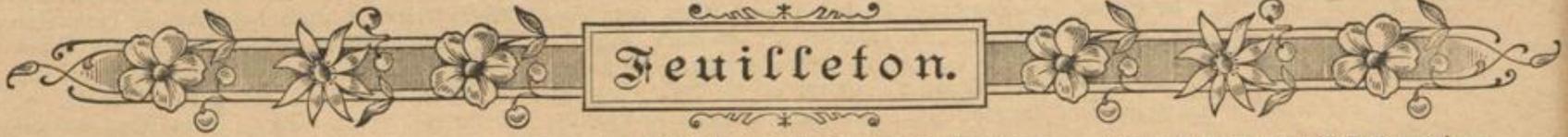
wohl. Bis zu Frank's Haus gingen sie mitammen. Dann kehrte Konrad um: langsam, als wäre jeder Schritt ein Leben. Auf der Brücke, die über den Fluß in die Stadt zurückführt, blieb er stehen. Er sah in die dunklen Wellen hinab. Ihm war, als sei in seiner Seele eine Saite gesprungen. Und immer wieder hörte er die hohe Stimme, die sagte: „Er war für's Zuchthaus geboren. Ganz wie sein Vater!“

„Nein, nein!“ schrie Konrad plötzlich in tödtlicher Angst auf. „Nur das nicht! Nur das nicht!“ Ihm war, als kämen von allen Seiten Menschen zusammen, die ihn umringten und schrien:

„Zuchthäusler! Zuchthäusler!“ Mit einem Ruck schwang er sich über das Brückengeländer.

Einige Tage später warfen die Wellen den Leichnam eines Knaben an's Ufer. Man erfuhr, daß es eine Waise sei. Niemand ahnte, wie er den Tod gefunden. Wer hätte es auch ahnen können! Selbst Frank, als er die Nachricht erhielt, glaubte, Konrad sei durch Unvorsichtigkeit in's Wasser gefallen.

Im Waisenhaus aber erzählten sich die Kinder: „Nr. 109 ist ertrunken.“



—+ Zwei Bilder. —+

Tiefblauer Himmel, schimmernd wie Opal,
Nur hie und da glasweiße Wolkenflocken;
Und träumerisch im gelben Sonnenstrahl
Da wiegt das Korn die weichen, wirren Locken.
Huil fliegt's daher, rasch wie der Samum weht,
Die Ketten klirren und die Räder sausen,
Ein'n Mädchenschwarm auf dem Pelocipes'
Siehst wie die Windsbraut du vorüberbrausen.
Und Lachen, Plaudern, Glück und Hebermuth,
Die Rose Jugend blüht auf weißen Wangen,
Und wie der Morgen klar die Zukunft ruht,
Dem Frühling gleich, wenn tausend Blüten
prangen . . .

Ein weiter Raum, staubdunkel wie der Harg —
So öd' und trostlos ist die Hölle nimmer!
Durch schwarze Fenster tropfet kalt und karg
Das Sonnenlicht, starrweiß wie Mondenshimmer
Der Ofen heuchelt und ächzt aus tiefer Brust,
Die Ketten klirren und die Räder sausen,
Ein'n Mädchenschwarm, verblaßt und überruht,
Siehst du in diesem Moderherker hausen.
Nicht Lachen, Plaudern, Glück noch Hebermuth,
Die Rose Jugend ist hier bald vergangen,
Und wie die Nacht so kalt die Zukunft ruht,
Dem Winter gleich, wenn Eisesblüthen prangen . . .

S. G. Zahn.

Schmugglers Ende. In dem kleinen Gebirgsdorf ist Alles still. Kein Laut von Menschen wird hörbar, dicht verschlossen sind die Läden der niedrigen Fenster. Schweres Gewölck jagt am Himmel dahin; bald überdeckt es den Vollmond, und die ganze Natur liegt in tiefstem Schatten, und dann tritt er in einem Wolkenriß wieder heraus, und die Szene liegt im hellsten, fast blendenden Licht; scharf zeichnen sich die Häuser ab, jeder Stein, jeder Pfosten ist deutlich zu unterscheiden. Es ist nur scheinbar Ruhe in den Häusern. Hinter den geschlossenen Läden harren in banger Erwartung Frauen auf die Rückkehr der Männer, denen das heranziehende Unwetter gerade recht zu ihrem gefährlichen Handwerk, dem Schmuggel, war. Es war ihnen selber nicht gut zu Muth, als sie heute hinausjagen. So lange war Alles glatt abgegangen, aber in den letzten Tagen hatte es Anzeichen gegeben, daß die Grenzwächter ihnen auf der Spur waren. Was sollten sie aber thun! Sie waren arme Leute und dem reichen Kaufmann jenseits der

Grenze verpflichtet, da half kein Zögern: die Waare lag da und mußte hinübergeschafft werden. Und dann glaubten sie auch, daß die Grenzwächter so leicht ihre verborgenen Schleichwege doch nicht finden würden. So zogen sie aus, und die Frauen blieben in Angst zurück. Da kommen plötzlich vom oberen Ende des Dorfes her Schritte, eilig, aber doch gleichmäßig und schwer. Jetzt hört man einen Mann schneller vorauslaufen bis zur letzten Hütte am anderen Ende des Dorfes. Er klopfet an die Läden. Drinnen hat schon längst ein junges Weib gewartet, sie hatte keine Ruhe finden können und war immer wieder zum Fenster geeilt, um hinauszuhorchen. Als sie jetzt den Mann zu ihrem Hause kommen hört; und er an ihr Fenster pocht — da weiß sie, was ihr geschehen ist. Mit ein paar Schritten ist sie draußen: sie sieht vor ihrem zu Tode verwundeten Manne. Eben wirft der Mond wieder sein bleiches Licht über die Szene. Auf der Büchse wird der Getroffene von zwei Freunden, deren Anlitze noch geschwärtzt und von der Wäste halb verhüllt ist, herangetragen, krampfhaft flammern sich seine Arme um ihre Schultern, der Kopf sinkt schon zurück — nicht lange mehr, und er hat ausgekämpft. Ernst und voll Mitleid richten sich die Blicke der beiden schwarzen Gesellen auf das unglückliche Weib, der Dritte naht sich ihr, um ihr Trost zuzusprechen, Nachbarn, die der Lärm an's Fenster gelockt, erkennen erschreckt, was vorgefallen ist — das Weib sieht nur den Sterbenden, mit einem gellenden Wehruuf, die Hände vor das Gesicht schlagend, stürzt sie zusammen. . .

Vollstnützig im Vergischen. Die Rechtspflege des Volkes ist wesentlich anders geartet als die der rechtskundigen Gelehrten. Sie ist vor Allem weit mannigfaltiger, und sie lehnt sich enger an die jeweilig gegebenen Umstände und Verhältnisse an. Aber ein gewisser Kober des Rechts hat sich auch hier gebildet. Interessant sind unter diesem Gesichtspunkt einige Beispiele, die Otto Schell in der Monatschrift „Der Ircuell“ zusammengestellt hat. Er hat sie aus dem Gebiet des ehemaligen Vergischen gesammelt. Bis in die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts war es in der Umgegend von Mettmann üblich, einem Bauer, der gegen seine Knechte und Mägde streng und hart war, in der Nacht einen Wagen auseinanderzunehmen und dessen einzelne Theile auf das Dach des Hauses, der Scheune oder des Stalles zu praktizieren. Oft versammelten sich zu diesem mühsamen Akt der Justiz zwanzig bis dreißig und noch mehr junge Burtschen. Es ging ganz lautlos und still dabei zu, und ein Verräther fand sich nie.

Am bekanntesten ist in jener Gegend das „Thierjagen“, auch „Austromeln“ genannt. Selbst in den großen Industriestädten Elberfeld und Barmen hat sich dieser Brauch bis heute erhalten. Geübt wird er meistens gegen Männer, welche ihre Frauen geschlagen oder ihnen nicht trenn gelieben sind. Am Abend versammelt sich Groß und Klein vor der Wohnung des Uebelthäters und beginnt einen ohrenzerreißenden Lärm mit Pfeifen, Johlen und Bearbeiten der verschiedenartigsten Wechsinstrumente. Der Lärm wird stundenlang fortgesetzt und wiederholt sich an drei aufeinander folgenden Abenden. An eine bestimmte Jahreszeit oder an einzelne Wochentage ist dieser Brauch nicht gebunden. Früher wurden dem armen Sinder seine Verbrechen auch in derben Knittelversen vorgehalten. So lautet z. B. ein Vers:

Hört, Ihr Leute! ich will Euch was sagen,
Der Spah-Pitter hat das Fraumensch vernagelt,
De het et em Ferkessall verneit.
Bewahret das Feuer und das Licht,
Dah dem Spah-Pitter kein Unglück geschicht.

In dem vorliegenden Falle hatte sich der „Spah-Pitter“ mit der Frau seines Nachbarn im Schweinefall vergangen. Eine andere Strophe lautet:

Der N. N. hat seine Frau geschlagen,
Das wollen wir dem Richter klagen.
Der Richter dacht' in seinem Sinn:
In der Frau, da steckt der Teufel drin.

Eine Mittheilung aus den sechziger Jahren erzählt über die Art und Weise des Thierjagens im Amt Steinbach, nachdem der Hüllenlärm geschildert ist, weiter Folgendes: „Nachdem sich der Lärm gelegt, wurden die erschreckten und bestürzten Uebelthäter aufgefordert, heraus zu kommen; wurde keine Folge geleistet, so fing man an, Schlagluden und Thüren, Fenster und Wände einzuschlagen. Mittels Rauch und Gewalt wurden sie aus dem Haus getrieben und nun gejagt, gestoßen und geschleift, bis man sie in einer Misthaube oder in einem Weiber hatte; es ging aber nicht um's Leben.“

Am weitesten entwickelt ist die,elbe Art der Volksjustiz in dem allgemein bekannten „Haberfeldreiben“ Oberbayerns, mit dem es viele gemeinsame Züge aufweist. Das Thierjagen ist aber viel weiter verbreitet; es ist beispielsweise auch in der Gifel bekannt. Wenn die Haberer ihren Brauch auf Karl den Großen zurückführen, so läßt sich dieses Volksgericht bis in's 6. und 7. Jahrhundert zurück verfolgen. Aus jener Zeit sind Bußordnungen erhalten, die wiederholt eindringlich gegen einen Brauch eifern, bei dem man sich in Thierfelle hüllte und Thierhäupter aufsetzte. Aus dem 13. Jahrhundert stammt eine Nachricht von einem ähnlichen Brauch. Beim Thierjagen am Niederrhein wurden noch in unserer Zeit die Stimmen verschiedener Thiere nachgeahmt. Damit scheint die Erklärung des Namens gegeben. Der Brauch scheint ehemals unter allen deutschen Volksstämmen in Schwang gewesen zu sein. Und Shakespeare hat in seinem „Lu'it' Weibern von Windsor“ das Thierjagen auf die Bühne gebracht.

Einbanddecke für Neue Welt 1898
mit Inhaltsverzeichnis
Liefert (auch für frühere Jahrgänge) zum Preise von
Mark 1.—
Buchhandlung Vorwärts
Berlin SW., Weichstraße 2.
Nachdruck des Inhalts verboten!